



Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe.

Sonntag, den 5. September 1885.

Nr. 412.

Deutschland.

Berlin, 4. September. Der Pariser „Temps“ veröffentlicht eine aus Aken, 18. August, datirte Korrespondenz, welche den Bau und die Ausrüstung der für chinesische Rechnung auf der Werft des „Bulkan“ erbauten Panzer-Korvetten beschreibt und folgendermaßen lautet:

„Die von der chinesischen Regierung in den Stettiner Werftstätten bestellten und wegen der französisch-chinesischen Feindseligkeiten etwa ein volles Jahr hindurch in den deutschen Gewässern zurückgehaltenen Panzer-Korvetten haben Stettin am 7. Juli verlassen, und trafen am 14. August in Aken ein. Die strenge Sperre, gemäß deren die Chinesen dem deutschen Publikum des Erbauungs- und Ausrüstungs-Besuchs die Ermächtigung zum Besuche dieser Panzer neuen Modells versagt hatten, wurde Ihrem Korrespondenten gegenüber nicht beibehalten. So konnte ich denn sämtliche Ecken und Winkel des „Chen-Yuen“ durchmustern, welcher den beiden anderen Schiffen in allen Stücken gleicht. Ich will versuchen, Ihnen eine flüchtige und summarische Beschreibung desselben zu geben, denn trotz der ausgesuchten Liebeshörigkeit des Offiziers, der uns als Führer diente, konnte ich mir an Ort und Stelle nichts von den Mitteln aufschreiben, die er mir über die konstruktiven Einzelheiten dieses Kriegsschiffes machte.

Der Typ des „Chen-Yuen“ kann mit jenem der „Arrogant“ verglichen werden. Das etwa zwei Meter über Wasserlinie befindliche Verdeck ist mit einer beweglichen Einfassung umgeben, die aus einer leichten, durch eine Reihe sehr leicht zu demontirbaren eisernen Stützen laufenden Reihe besteht. Am Vordertheile ruhen die Anker auf einer geneigten Fläche und werden durch eine mit senkrechtem Hebel versehene Hemmvorrichtung in ihrer Lage festgehalten. Ein Jagdgeschütz von 15 Zentimeter wird durch einen Turm von 2 Zentimeter Dike geschützt. Die Vorderartillerie besteht aus 4 Kruppgeschützen von 31 Zentimeter Durchmesser und zwei 15-Zentimeter-Geschützen, eines für die Jagd, eines für den Rückzug. Die 31-Zentimeter-Geschütze werden paarweise durch Thürme gedeckt, welche in der Längsdiagonale des Schiffes stehen. Die Geschütze selbst haben nur zwei Bewegungen, die rückläufige und die Neigungsbewegung, welche zur Richtung des Stückes

dient. Die Drehbewegung wird ihnen gleichzeitig (ich sage gleichzeitig, denn die etwa in Zwischenräumen von 1 1/2 Meter aufgestellten Geschütze können nicht jedes getrennt für sich gerichtet werden) durch den Thurm übermittelte, der durch mächtige hydraulische Maschinen bewegt wird. Die Wandstärke der beiden, vor der Zentral-Maschine gelegenen Thürme überschreitet nicht 2 Zentimeter.

Desgleichen werden die an Bord vorhandenen Torpedo-Lancierrohre durch hydraulische Maschinen dirigirt; es sind deren drei: zwei vorn, an der Backbord- und Steuerbordseite, und eines mittelschiffs, an der Backbordseite. Diese Rohre werden von den Mannschaften bedient, die durch den Schiffsantrieb geschützt sind. Die Angabe der Richtung geht vom Kommandanten aus und wird den Bedienungsmannschaften auf elektrischem Wege übermittelt.

Die Offiziers-Wohnräume sind sehr gut angeordnet und von ungemein bequemer Ausstattung. Ueberall wird elektrische Beleuchtung verwendet, in den Wohnräumen der Offiziere wie in der Batterie. Die Leuchtapparate, welche zur Erhellung der Batterie, und der anderen Schiffsräume dienen, können ebensowohl mit Kerzen als mit dem elektrischen Strom versorgt werden. Die Bemalung dieser Panzerschiffe ist fast gleich Null, und die Masten tragen Goeleitensegel. Die Mastlörbe sind gepanzert, um darin Hotchkiss-Geschütze aufstellen zu können.

Zwei Maschinen setzen zwei Schrauben in Bewegung und sind im Stande, eine Maximal-Geschwindigkeit von 15 Knoten hervorzubringen. Doch haben sie, von Stettin bis Aken, nur eine mittlere Geschwindigkeit von 10 bis 10 1/2 Knoten entwickelt.

Jedes der drei chinesischen Panzerschiffe ist mit zwei Schrauben-Torpedobooten von 12 bis 14 Meter Länge ausgerüstet. Ihr äußerst schlanker Bau gestattet ihnen die Erreichung einer Geschwindigkeit von 18 bis 20 Knoten. Außer diesen zwei Torpedobooten waren „Chen-Yuen“ und „Lin-Yuen“ jede noch mit zwei 25 bis 30 Meter langen Torpedoschaluppen beladen, welche ebenfalls für die chinesische Regierung bestimmt sind.

Die unter deutscher Flagge fahrenden Panzer sind mit Offizieren und Mannschaften der deutschen

Handelsmarine besetzt und führen große Mengen Kriegsmunition, sowie Armstrong-Torpedos mit sich. An Bord sind außerdem noch ein deutscher Marineoffizier, ein chinesischer Botschafter und einige chinesische Offiziere.

Berlin, 4. September. Ueber die katholische General-Versammlung in Münster schreibt die „N.-Z.“:

Die diesjährige Generalversammlung der katholischen Vereine ist so verlaufen, wie es vorherzusehen war. Außerlich unter großem Volksanbruch und Enthusiasmus — das war selbstverständlich in Münster, der ultramontanen Hauptstadt des ultramontansten Landestheils Norddeutschlands. Und was den Inhalt der Verhandlungen angeht, so hat er durchaus bestätigt, was wir vorhergesagt hatten: es würde Alles ausgeboten werden, um den in der katholischen Bevölkerung erlahmenden Kulturkampf-Eifer wieder anzufachen. Zu diesem Zwecke sind denn auch die stärksten Mittel angewendet worden. Um nur ja eine Forderung, deren Gewährung nicht zu erwarten ist, an die Spitze zu stellen, hat man kirchenpolitisch am demonstrativsten die Wiederzulassung der Jesuiten verlangt, während es doch sicher auch vom kirchlichen Standpunkt aus dringendere Sorgen giebt. Ein Redner versicherte, daß der Pfarrer dasselbe Recht auf die Schulaufsicht habe, wie der Bischof auf die Leitung seiner Diözese. Ein anderer bedrohte die Dynastien mit blutigem Untergang für den Fall, daß nicht alle ultramontanen Forderungen — darunter die Schließung der Universitäten! — erfüllt würden. Herr Windthorst selbst versicherte, daß der Papst die Welt zu regieren und die europäischen Mächte zur Ordnung zu rufen habe; natürlich sollen dieselben ihm, damit er das besser könne, seine weltliche Herrschaft wieder verschaffen.

Man braucht diese Extravaganzen und die unaufhörlichen Versicherungen, daß die Bischöfe, die Zentrumsfraktion, das katholische Volk „einig“ seien, nur mit dem ruhigen Verlauf der letzten katholischen Generalversammlung zu vergleichen, um zu erkennen, daß diesmal eine nicht natürlich vorhandene Stimmung künstlich fabrizirt werden sollte. Es ist ja seit einem Jahre nicht das Geringsste geschehen, was die katholische Bevölkerung besonders aufregen, was sie in eine gereiztere

Stimmung als vor zwölf Monaten versetzen konnte, Gerade das ist aber der Kummer der Agitatoren und darum sind in Münster alle Blasebälle Bewegung gesetzt worden, um die Flamme anzufachen. Aber wie stürmisch auch der Applaus für die Kraftstellen der Deputaten gewesen sein mag, dergleichen hält nicht vor. Wenn die Herren den kirchenpolitischen Kampf wirklich wieder ansuchen wollen, so bleibt ihnen nur Eins zu versuchen übrig: sie müssen trotz der vom Staate gewährten Möglichkeit der Anstellung von Geistlichen dieselbe verhindern. So lange sie das nicht wagen, werden sie vergeblich lärmende Worte machen; und weil zwar ein Theil der Führer so weit gehen will, so ihnen aber bisher nicht gelungen ist, den Papst, die preussischen Bischöfe und die besonnenen Politiker mit sich fort zu reißen, darum fehlt die „Einigkeit“, von der so verächtlich viel geredet wird.

Wir haben immer zwischen dem Widerstande gegen die vermeintlich in die Gewissensfreiheit der Katholiken eingreifenden Gesetze und den ultramontanen Bestrebungen überhaupt unterschieden. Die letzteren werden selbstverständlich nicht damit ihr Ende erreichen, daß der „Kulturkampf“ einschläft; sie waren vor seinem Beginn da; sie werden nach seiner Beendigung fortauern und aus ihm unzweifelhaft eine erhebliche Verstärkung zurückhalten, auch nachdem viele katholische Wähler, welche für ein Jahrzehnt die Rabies des Zentrums fällen geholfen, denselben wieder den Rücken werden gelehrt haben. Ueber die dauernden, vom Stande des Kampfes um die baltischen Gesetze ganz unabhängigen Tendenzen des Ultramontanismus nun kann man sich aus den Reden von Münster sehr nützlich belehren; die angegebene Parole, daß die Anhänger wieder einmal tüchtig aufgerüttelt werden müßten, hat zu mancherlei unvorsichtigen Aeußerungen — wir haben oben auf einige hingewiesen — geführt. Beispielsweise: wenn der Pfarrer dasselbe Recht auf die Schulaufsicht hat, wie der Bischof auf seine Diözese, so wird er ja wohl dem vom Staate angestellten Lehrer auch dann Befehle zu erteilen haben, wenn der Staat ihm die Schulaufsicht nicht überträgt oder sie ihm entzieht — gerade wie der abgesetzte Bischof die Diözese „von dem Orte des Exils aus“, so weit möglich, leitet!

Feuilleton.

Die Trinkgelber.

(Nachdruck verboten.)

Zu den größten und immer mehr überhand nehmenden Sitten, richtiger wohl Unsitte, gehört das Trinkgelbgeben und Trinkgelbverlangen. Die Entstehungsgeschichte der Bier- und Weinstuben-, der Gast- und Kaffeehaus-trinkgelber läßt sich rasch errathen und erklären: Die ersten Trinkgelbgeber wollten besser und schneller bedient sein als die übrigen Gäste, und deshalb beschenkten sie die diensthabenden Geister jener Lokale mit Geld. Den erwünschten Zweck hatten sie damit wohl erreicht, sie wurden freundlicher bedient, wurden auf etwaige Mängel von Speisen und Getränken aufmerksam gemacht und, damit ihnen Kellner oder Kellnerin fort gewogen blieb, wurde die Unsitte zur Regel, die Trinkgelber mußten alljährlich gezahlt werden. Der eigentliche Hinkelbein Bote jedoch kam noch nach. Als die anderen Gäste die Bevorzugung der Trinkgelbgeber merkten, verabreichten sie auch solche, die endlich Jedermann dem üblichen Beispiele huldigte und schließlich Alles auf dem alten Fuße war. Die Quintessenz davon war: die Gesamtheit der Gäste hatte sich freiwillig eine neue Steuer aufgebürdet, ohne irgend welchen namhaften Vortheil.

Heute ist es fast zur Unmöglichkeit geworden, ohne Trinkgelber in Gasthäusern, Bier-, Kaffee- und Weinstuben verkehren zu können. Nicht zu selten werden die Trinkgelber bei der Bezahlung, der Einfachheit halber, gleich der Bezahlung zugerechnet, dem vielleicht darüber enträthelten Gast aber möglicher Weise noch von Seiten des trinkgelbnehmenden Frachtritters die Worte entgegen geworfen: „Anständiger Herr, geben Sie ein Trinkgelb oder lassen dem Kellner, was über die Beize ist.“ Andere meinen wieder, daß sie auf die Trinkgelber

angewiesen wären und ohne dieselben bei ihrem geringen Salär nicht auskommen könnten.

Es waren also die Wirths, welche diese neue Geldquelle der Bediensteten sich zu Nutzen machten. Sie gaben für die Arbeitsleistung ihres Personals wenig, zuweilen gar keinen Lohn. Aber in großen Etablissements hatten sich die Inhaber derselben doch noch, trotz aller Findigkeit, verrechnet, es waren immer noch „schlechte Wirths“ gewesen. Es hatten nämlich einzelne jener befrachteten Kellnerschaaren immer noch unverhältnismäßig hohe Einnahmen, und das durfte denn doch nicht sein, diesem Uebelstande mußte schleunigst abgeholfen werden. Das Mittel hierfür war einfach, hatte aber den gewünschten Erfolg: Solche einträgliche und vielumworbene Posten wurden nun gar nicht mehr besoldet, die Stelleninhaber mußten für eigene Wohnung und Verpflegung sorgen und überdies für die Gnade, in jenen Häusern arbeiten zu dürfen — Pacht zahlen. Dieselbe war erst niedrig, wurde aber höher und höher und — das liebe Publikum bezahlte die Pachtsumme. Auf jede nur erdenkliche, oft bis an förmliche Raffinirtheit grenzende Art und Weise wird nun dem Gast ein Nadel nach dem anderen aus der Tasche gelockt, und wehe dem, welcher vergißt, seinen Dolos dem Herrn Kellner zu opfern, es könnte ihm gehen, wie dem Verfasser, der sich sagen lassen mußte: „Solche Gäste — ich habe zweimal kein Trinkgelb gegeben — brauchen nicht in unsern Lokale zu verkehren!“ Und das geschah in der Metropole der Intelligenz. Davoll —

Aber auch die Hoteliers machten sich die freiwilligen Geschenke der Fremden zu Nutzen. Als der ökonomisch stärkere Theil fiel es ihnen nicht schwer, etwas davon in ihre Taschen zu leiten, indem sie ihrem Dienstpersonal sagten: „Von heute ab stelle ich euch auskömmlich so und so, ihr müßt mir jedoch das bekanntermaßen üblich gewordene Trinkgelb, welches ich direkt von den mich „Besuchenden“ einziehen werde, überlassen.“ Für dieses neu erfundene, direkte Steuererhebungsver-

fahren ersand man das herrliche Wort „Service“, welches von nun ab die Gasthausrechnung zierete. Welchem Diensthofen nun dieses rigoröse Verfahren seitens der Arbeitgeber nicht paßte, konnte sein Bündel schnüren, zehn andere warteten schon auf den Abgang. „Uebrigens“, meinten noch die Herren Wirths, „kann ihr euch doch an den Fingern abzählen, daß ihr bei der neuen Methode noch immer gewinnt, denn ungeachtet des „Service“ werdet ihr von den Gästen noch extra Trinkgelb erhalten.“

Und sie hatten Recht, das große Publikum zahlt nun doppelt Steuern. Wer es nicht glaubt, hier ist eine Rechnung, datirt vom 7. August 1885. Ich . . . i. Hatz.

2 Logis	4 M. — Pf.
Service und Bougies 3	— — —
2 Kaffee kompl.	2 — —
Sa. 9 M. — Pf.	

Das war die Rechnung für 2 Personen von Abends 10 Uhr bis 7 Uhr Morgens. Doch damit nicht genug. Am Fuße der Rechnung standen noch zwei Worte ganz klein gedruckt: „Erl. Hausnecht.“ Daß derselbe sich pünktlich einstellte, bedarf wohl keiner besonderen Auseinandersetzung.

Ueber das Trinkgelbgeben ist schon viel gezeitert und viel geschrieben, trefflicher jedoch als von einem Universitätsprofessor in B. ist wohl dieses Thema noch nicht behandelt worden. Derselbe sagt u. a.: „Zu den gesellschaftlichen Mächten gehört heute das Trinkgelb. Es ist ein Baustein aus der unerschöpflichen Verbindung zwischen den Tugenden der freigegebenen Dankbarkeit und der Uebelthat der Bestechung . . . Der Moralität der unteren Klassen wird dadurch nicht wenig geschadet. Es gewöhnt sie, Gefälligkeiten als Creditgeschäfte zu betrachten.“ Dann gipfeln sich seine Ausführungen in fünf Punkten. Er bestimmt das Gasthoftrinkgelb lediglich nach dem Zufall der persönlichen Berührung, viele erhebliche Dienste

würden deshalb unvergolten bleiben — es würde viel zu hoch bemessen — für Dinge gegeben, die man bereits bezahlt hat — es sei zu kostspielig — endlich zu unbestimmt. Soviel von seinem Auslassungen.

Nun, der Trinkgelbunfuge läßt sich schon noch steuern und zwar von Seiten der Wirths selbst. Die Inhaber solcher Musterkaffeehöfe müssen ihren Kanten bei Androhung sofortiger Entlassung und Bewirkung fernerer Lohnansprüche die Annahme eines jeden Trinkgelbes verbieten und diese Maßregel durch Plakate und Abdruck auf Speisekarten und Rechnungen bekannt geben, gleichzeitig aber ihr Personal so befehlen, daß es der Trinkgelber, nicht er dieser modernen Vettelerei, nicht bedarf.

Ob sich nun hierzu freiwillig viel Wirths bequemen werden, ist allerdings sehr anzuzweifeln, wohl aber könnten die Herausgeber von Reisehandbüchern diejenigen Gasthöfe mit Sternchen auszeichnen, in welchen die Trinkgelber verpönt sind. Der scheinbare Verlust auf der einen Seite würde durch lebhafteren Zuspruch der Fremden sicherlich mehr als doppelt gedeckt werden. Selbstverständlich bleibt es jedem Gastgeber freigestellt, den Preis für sein Zimmer zu bestimmen, nur der Posten „Service“ soll von der Rechnung verschwinden, wie auch der „Bougie“, welcher ebenfalls ein nicht zu rechtfertigender Mißbrauch ist.

Aber auch das Publikum selbst mußte Einhalt thun und dieser Unsitte einen energischen Damm entgegensetzen. Leider hat sich das Trinkgelbgeben bereits so eingebürgert, daß häufig — wenigstens in der Restauration — kleine, die Beize überragende Beträge gedankenlos dem Kellner zugeschoben werden. Die Ausrottung dieses Mißbrauchs aber gehört zu den Aufgaben der nationalen Pädagogik. Was aber in anderen Ländern, wo Trinkgelber nie aufkommen sind und wo die Bedienung ihren alle Theile befriedigenden Lohn geht, möglich ist, sollte das wirklich bei uns den Unmöglichkeiten gehören? E. W.

Wir legen natürlich keineswegs die Hoff-
nung, daß die gegenwärtige preussische Regierung
oder die gegenwärtige konservative Partei aus den
Reden von Münster erkennen werde, welchen Feind
des weltlichen Staates überhaupt sie immer mehr
großziehen, indem sie um jedes Augenblicks-Ver-
theils willen mit dem Zentrum zusammenwirken.

Der Glanz der diesjährigen, der fünf-
zehnten, Sedanfeier, der die herrlichste Sonne
lachte, war die Anwesenheit des Kaisers mit großem
Gefolge bei der Parade. Auch die Kaiserin
nahm an der Parade Theil. Die hohen Herr-
schaften waren begleitet von allen hier zur Zeit
anwesenden Prinzen — der Kronprinz hält Temp-
penschau in Süddeutschland — und den heimischen
und fremdländischen Großwürdigkeiten. Die
Theilnahme der Bevölkerung an dem Festtage mit
seinen militärischen und volkstümlichen Feierlich-
keiten war eine allgemeine und ließ gegen die
Vorjahre eher eine Steigerung als eine Abnahme
erkennen. Der Sedantag wird sich aller Versuche
der Widersacher des neuen Reichs zum Trotz nicht
mehr in Vergessenheit bringen lassen. Die Nach-
richten, die aus allen Theilen des Reichs und ganz
besonders erfreulich aus Süddeutschland hier ein-
langen, bestätigen das über alle Anzweiflung. Auch
die ultramontanen Hezer und Wähler werden den
Sedantag dem Herzen des Volks nicht entfremden
können, wenigstens sie ihre blinden Schaaaren von
dem Feste fernhalten. Auch hierin wird die Zeit
wohl Wandel schaffen. Es thut uns gut, von
Zeit zu Zeit uns zu erinnern, was uns der Se-
dantag gebracht, aus welcher Stellung der Welt
er uns emporgebracht hat und wie misachtet wir
vordem im Auslande, wie unbedolten und übel-
bestellt wir zu Hause waren. Eine Nation, ein
einziges politisches Volk sind wir bei Sedan ge-
worden. Dieser Tag hat Nord und Süd für
ewig aneinandergekettet.

Nach einer Mittheilung des „Pester Lloyd“
wurden in Karasjebes Plakate angeheftet, unter-
fertigt „die rumänische Regierung in Putaresti“,
die in frecher Sprache gegen den Staat und den
König aufreizen. Die Staatsanwaltschaft strengte
sogleich eine Untersuchung an, dieselbe lieferte über-
raschende Ergebnisse, über welche sofort nach Pest
die Meldung erstattet wurde.

Wie der „Post. Ztg.“ aus Brüssel,
2. September, geschrieben wird, hat der belgische
General Director der öffentlichen Sicherheit Ge-
schäftler ein Rundschreiben erlassen, in dem er er-
klärt, daß auf Verlangen der preussischen Regie-
rung mittellose Fremde nur dann nach Deutsch-
land ausgewiesen werden dürfen, wenn sie Deutsche
sind, daß Preußen auch nicht duldet, daß Aus-
länder, die aus Belgien ausgewiesen werden, das
deutsche Gebiet zur Durchreise nach ihrem Hei-
matlande betreten. Die letztere Anordnung sei
provisorisch, da das belgische Ministerium mit
Preußen unterhandelt, um die letztere Beschrän-
kung aufzuheben; inzwischen sollen aber nur
Deutsche nach der deutschen Grenze dirigiert werden.

Ueber die Summen, die der Unterhalt
der russischen Botschaften, Missionen und Konju-
late im Auslande kostet, bringt die „Nowoje Wr.“
folgende Angaben: Die theuerste Botschaft ist
die Konstantinopeler. Sie kostet 115,500 Rubel,
inkl. 50,000 Rubel für den Botschafter; es fol-
ge: Londoner mit 91,500 Rubel, die Wiener mit
86,000 Rubel und die Berliner mit 84,700 Rubel
inkl. 50,000 Rubel für jeden der drei Botschafter;
die Pariser mit 84,600 Rubel inkl. 40,000 Rubel
für den Botschafter, und die italienische mit
70,000 Rubel inkl. 40,000 Rubel für den Botschafter.
Von den Missionen kommt die in Peking am theuersten zu
stehen — 60,700 Rubel, wobei der Minister-
resident ein Gehalt von 30,000 Rubel bezieht;
die Mission in Jeddo kostet 52,000 Rubel. Die
billigste ist die in Karlsruhe — 30,000 Rubel.
Die Ausgaben sind die Kosten zum Unterhalt der
ausländischen Botschaften und Missionen Aus-
lands 1,960,350 Rubel, der Konsulate auf
654,070 Rubel für das nächste Jahr veran-
schlagt worden.

Ausland.

Paris, 2. September. Die großen Herbst-
manöver werden bekanntlich in diesem Jahre zwisch-
en Amiens, Doullens und Arras stattfinden.
Zuerst sollten die dortigen beiden Armeekörper, das
1. und das 2., gegeneinander operieren. Den
neuesten Bestimmungen zufolge werden dieselben
aber, das erste unter General Billot, das zweite
unter General Bismarck, ihre Manöver getrennt
ausführen. Die fremden, zu diesen Manövern
geladenen Offiziere werden in zwei Gruppen ge-
theilt: die Deutschen, Engländer, Italiener, Bel-
gier, Japanesen, Amerikaner, Schweden und
Türken geben zum ersten Körper und haben
ihre Hauptquartiere in Arras; die Oesterreicher,
Russen, Spanier, Holländer, Griechen, Portugie-
sen, Serben und Schweizer folgen dem Manöver
des zweiten Korps von dem Hauptquartier in
Amiens aus. Wie verlautet, trennte man ab-
sichtlich die Deutschen von den Spaniern und die
Engländer von den Russen. Die verschiedenen
fremden Militär-Abordnungen werden bei ihrer
Durchreise durch Paris in Abwesenheit des Prä-
sidenten der Republik von General Billie empfan-
gen werden.

Paris 4. September. Die Journale „Pa-
ris“ und „France“ und nach ihnen noch einige
andere Blätter protestieren heute energisch gegen
das „Manöver“ der spanischen ministeriellen Presse
und Regierung, welche insinuirten, daß die anti-
deutsche Agitation in Spanien von der französi-
schen republikanischen Presse inspiriert und geführt

worden. Es sei dies ebenso wenig richtig, wie
daß die letztere eine Kampagne gegen die Mon-
archie zu Gunsten der Republik in Spanien mache.
Jene Pariser Blätter erklären jetzt, daß man hier
vielmehr die Karolinen-Frage mit feindseliger Gleich-
gültigkeit betrachte und sie leugnen jeden hier ge-
äußerten Enthusiasmus über die spanisch-deutsche
Differenz. Vielleicht darf man dahinter eine ab-
dämpfende Einwirkung der französischen Regierung
vermuthen, welche gleichzeitig den Präseften an-
befohlen hat, deutschfeindliche Rundgebungen auf
den Straßen von Seiten der Spanier und mit
diesen demonstrieren den Franzosen auf das Ent-
schiedenste zu verhindern und zu unterdrücken.
Auch Deroulade zeigte sich gestern bei der Be-
grüßung der spanischen Delegierten auf dem Po-
lygon zu Vincennes bemerkenswerth zähm.

Stettiner Nachrichten.

Stettin, 5. September. Die den Besitz von
Sprengstoffen betreffenden Strafbestimmungen der
§§ 7, 8, 9 des Reichsgesetzes vom 9. Juni
1884 beziehen sich nach einem Urtheil des Reichs-
gerichts, 4. Strafsenats, vom 12. Juni d. J.,
schon auf das thatsächliche Wissenhaben
von Sprengstoffen, gleichviel ob dieses Innehaben
im Sinne der Regeln des Zivilrechts als „Besitz“
aufzufassen ist oder nicht.

Ein gemeinnütziger Vorschlag des kürzlich
verstorbenen Berliner Arztes Dr. Paul Börner
wird gegenwärtig in Berliner ärztlichen Kreisen
wieder sehr lebhaft besprochen; er bezweckt eine
anderweitige, zweckmäßige Organisation unseres Am-
men-Vermittelungswesens, das bei uns in seiner
gegenwärtigen Gestalt zu einer wahren Asamität
geworden ist. Es ist gar nichts Seltenes, daß in
einer Familie bei einem Kinde die Amme drei,
vier Mal und öfter gewechselt werden muß, weil
sie sich nach dem Antritt ihrer Stellung in der-
selben als ungeeignet erweist. Reisefloßen, Ver-
mittlungsgeldern müssen von den Herrschaf-
ten getragen werden, so daß das Halten einer
Amme auch in den allernothwendigsten Fäl-
len einen sehr erheblichen Kostenaufwand verur-
sacht, und zwar zum nicht geringen Theile für
Dienste, die gar nicht geleistet worden sind. Die
Ursache liegt daran, daß den Agenten gar nicht
daran liegen kann, geeignete Personen zu vermit-
teln, je öfter diese ihre Stellung wechseln, desto
höher ist ihr Honorar. Bei der hohen Wichtig-
keit, welche das Ammenvermittlungswesen für die
Ernährung mütterloser und zahlreicher anderer
Säuglinge hat, hielt Börner es für zweckmäßig,
wenn diese Angelegenheit behördlicherseits in die
Hand genommen würde; Personen, die eine solche
Stellung einzunehmen wünschten, sollten sich beim
zuständigen Kreisphysikus melden, der dann auf
Anfrage die zu solchen Stellen überhaupt ge-
eigneten Personen vorschlagen sollte. Ist dies
blos, daß durch solche Organisation dem gesundheitlichen
Interesse sehr gedient wäre, für die Großstädte
fielen damit der wenig erfreuliche Zustand fort, daß
die Ammen in großen Transporten von den Agen-
ten hier gleichsam auf den Markt gebracht werden
und, falls sie kein Unterkommen finden, sich selbst
über den bekannten Frauen überlassen bleiben, von
denen zu entkommen oder wieder in geordnete
Verhältnisse zurückzuführen nur selten möglich ist.

Der Unterstützungs-Berein ehemaliger Ka-
meraden des Garde-Bereins feierte Sedan am 2.
d. M. im festlich dekorirten Köhler'schen Vereins-
hause. Nach der von dem Vorsitzenden des Berei-
nes, Herrn F. Reith, gehaltenen Rede betrat
Herr Pastor Mand das Podium, um mit ergrei-
fenden Worten des glorreichen Tages von Sedan
und der zu dem Siege mit beigetragenem und im
letzten Jahre heimgegangenen Herzfürstlichen Prinzen
Friedrich Karl, des Feldmarschalls von Manteuffel
und Anderer zu gedenken. Mit einem Hoch auf
Seine Majestät den Kaiser, in welches alle An-
wesenden begeistert einstimmten, schloß der Redner.
Ein hierauf folgendes Langfranzösisch hielt die
Festhallennehmer bis zum frühen Morgen zu-
sammen.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. E l y s i u m t h e a t e r:
„Die wilde Toni.“ — „Im Reiche der Mütter.“
— „Die kleine Schlange.“

Wie Richard Wagner seinen „Holländer“
einmal poetisch vertheidigt hat, dürfte wenig be-
kannt geworden sein. Nach der ersten Aufführung
von R. Wagner's „Fliegendem Holländer“ in
Zürich erschien in der „Eidgenössischen Zeitung“
folgender poetische Angriff:

Ein Vater, der sein Kind verheißt,
Und doch dabei ein guter Christ;
Ein Blaubart, welcher unverweigert
Der Niegeschanten Käufer ist;
Dann dieses Uebel, welches drinnen
Behaglich auf dem Polster liegt
Und, während ihm die Schwestern spinnen,
Sich in verräthlichen Träumen wigt —
Drauf die Vermählung! — Wer beschreibe
Alhier der Dichtung hehre Spur:
Die Niederlage echter Liebe
Und den Triumph der Unnatur?
Zum Schluß: ein Weltlärm der Matrosen,
Gewirrt durch den Gesang vom „Höhn“,
Durch Angstgeschrei und Fluthentosen —
Kurzum, das Ding ist — mehr als schön!
Dem Wassertod folgt die Verklärung,
Gleichwie die Reliquie dem Tode.
Was Wunder, daß die Kunstbesprechung
Ein hohes Publikum beherrschet!

Ein Argauer.

Darauf antwortete Richard Wagner:

Dem „Argauer“.
Daß Dein moralisch kritischer Verstand
Gerad' an dem so harten Anstoß fand,
Was uns'rs Herzens tiefstem Mitlempfinden
Als ganz Unwesentliches muß' entschwinden;
Daß so Dein Späßbild einzig das erweist,
Was dem Gefühl fürwahr gar nicht vorhan-
den ist,
Wogegen eben das Dir ging verloren,
Was dieses sich als wesentlich erkoren:
Daran erkenne ich schnell mit leichtem Rath,
Du Aermster sei'st — ein ganzer Literat! —
Nicht Mensch, noch Künstler ist, den ich so
nenne,
Den ich als traurig Neutrum einzig kenne:
Was nicht als Mensch er eigen frei empfand,
Als Künstler nicht schafft nach es sein Ver-
stand;
Was er aus Schriften lernte von Doktrinen,
Muß als Bedarf für Mensch und Kunst ihm
dienen.
So hängt er zwischen Leben und Vergeh'n,
Fast wie Du's launet am „fliegenden Hollän-
der“ seh'n:
Schwankt rußlos dieser zwischen Land und
Meeren,
Von ihm laß Dir den Weg des Heils doch
lehren!
Er sucht das Weib, daß' tiefstes Mitgefühl
Erlösung bracht' aus nächstlichem Gewähl.
Dies Weib des Heils, o künstele Du Dir's
denken,
Da Deutung Noth thut grundgescheiterten Leuten:
Träfst Du es an, und müßt' es sich Dir
weih'n,
Du hörtest auf dann — Literat zu sein!
Ein Zürcher.

Aus den Provinzen.

† Tempelburg, 3. September. Der hie-
rige Arbeiter-Verein hatte gestern Abend zur Se-
danfeier einen Fackelzug, welcher sich durch die
Hauptstraßen der Stadt bewegte, veranstaltet und
hatte sich diesem Zuge eine große Menge ange-
geschlossen. Leider verlief diese Feler nicht ohne
Störung, vielmehr kam es unter dem schaulustig-
en Publikum zu Reibereien, welche in Messer-
Affären ausarteten, so daß mehrere Personen ge-
fährlich durch Messerstiche verletzt wurden und in
ärztlicher Behandlung sich befinden. Unter An-
derem hat ein ganz schuldlos dahin schreitender
Schneider-Lehrling, Namens Wierle, von hinten
einen Stich in den Rücken erhalten; ob dieser
Stich einem Anderen gelten sollte, oder ob der
Messerheld nur bestialisches Blutbust befriedigen
wollte, ist noch nicht aufgeklärt. Hoffentlich ge-
lingt es, den Missethäter zu ermitteln und würde
etwa exemplarische Bestrafung in solchem Falle nur
am Plage sein.

Bermischte Nachrichten.

Geflügelte Worte.
(Neueste Auflage.)
Ernst ist das Leben,
Weiter bringt die Gnuß.

Ein guter Mensch hat an dem dunklen Trank
Des echten Bieres seine Lust.

Ja, in der Schenk' zeigt sich zu oft der Meister.

Von Lortz ist genug gegessen,
Laßt mich nun endlich Braten seh'n.

Von den zahlreichen Nachahmern des
„Gedankenspiels“ Cumberland dürfte wohl am mei-
sten Herr Henne in Braunschweig die allge-
meine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Wie uns
mitgetheilt wird, hat genannter Herr kürzlich wie-
derholt ganze Worte und Sätze errathen, was
schon wegen der größeren Vielseitigkeit der Schrift-
zeichen weit schwieriger ist, als das von Cumber-
land als Gipfelpunkt seiner Fertigkeit bezeichnete
Errathen von Zahlen. Nicht unerwähnenswerth ist,
daß Herr Henne, ein wohlhabender Fabrikbesitzer
und Lieutenant der Reserve, seine Vorstellungen
ganz und gar zu Gunsten der Hinterbliebenen
vorunglückter Bergleute giebt.

(Scheinbild.) In Gefahr, bei lebendigem
Leibe begraben zu werden, stand am Mittwoch vor-
rigger Woche D. A. Pangburn, in bekannter und
allgemein geachteter Bürger von Orange Townshp,
dessen Farm nur wenige Meilen von Jefferson-
ville, Ind., entfernt liegt. Der „Louisville An-
zeiger“ erzählt: „Pangburn litt an Pneumonie,
und zu Anfang vergangener Woche begann sein
Zustand sich zu verschlimmern und seine Kräfte
langsam, aber stetig abzunehmen. Seine Familie
gab alle Hoffnung auf Genesung auf und als am
Mittwoch Abend der Patient seinen Geist aus-
hauchte, kam sein Tod nicht unerwartet. Der
Tobte wurde ausgezogen, in frische Kleidungsstücke
gehüllt und für die Beerdigung bereit gelegt. Ein-
ige Nachbarn kamen, um noch einen letzten Blick
auf das Aste, bleiche Antlit ihres verstorbenen
Freundes zu werfen, und man bereitete bereits über
das genaue Datum des Begräbnisses, als der
Tobte — auf einmal wieder lebendig wurde. Man
bemerkte Spuren zurückkehrenden Lebens, das Ant-
lit röthete sich wieder, der Körper, der kalt und
starr geworden war, wurde wieder warm, und die
Brust hob und senkte sich leise unter schwachen,
aber regelmäßigen Athemzügen. Die Mitglieder
der Familie des Patienten befanden sich natürlich
in hochgradiger, wenn auch freudiger Aufregung.
Die Kräfte Pangburns nahmen sichtlich zu, und
er war bald im Stande, seine Stimme wieder zu
gebrauchen und um einen Trunk Wasser zu bitten,

der ihm natürlich verabfolgt wurde. Man hoffte,
der Kranke werde sich wieder erholen; aber seine
Kräfte nahmen anstatt dessen wenige Stunden,
nachdem er aus seinem Scheintode wieder zum
Lebenszeichen gekommen war, wieder ab, die Athem-
züge wurden wieder schwächer und hörten auf
einmal ganz auf. Das Blut pulsrte nicht mehr
durch die Adern, — das Herz hörte auf zu schla-
gen, und von neuem wurde der Körper Pang-
burns kalt und kalt. Mit ängstlicher Spannung
wurde alles dies beobachtet; aber diesmal schien
kein Zweifel mehr an seinem Tode zu sein. Doch
auch jetzt noch wurden die Vorbereitungen zur
Beerdigung vergeblich getroffen. Zum zweiten
Male lehrte Pangburn zum Leben zurück. Seit-
dem hat sich sein Zustand bedeutend gebessert,
und es ist Aussicht auf vollständige Genesung des
jezt allerdings noch sehr schwachen Patienten vor-
handen. Der Fall erregt natürlicherweise allge-
meines Aufsehen und bildet überall das Tagesge-
spräch in jener Gegend. Man steht mit Span-
nung der weiteren Entwicklung entgegen. In-
teressant dürfte Herrn Pangburns Mittheilungen
über seine Erfahrungen sein, wenn er erst ein-
mal kräftig genug sein wird, um solche machen
zu können. Allgemein ist man neugierig zu er-
fahren, ob er dieselben Erfahrungen machte, wie
andere vor ihm vom gleichen Schicksal Betroffene,
d. h. ob er alles beobachtet und hören konnte,
was um ihn herum vorging, ohne die Kraft zu
haben, sich zu regen. Hätte sein todesähnlicher
Schlaf einen Tag länger gedauert, so würde er
sicherlich lebendig begraben worden sein.

(Aus der Schlinge gezogen.) (Im
Wohlbüchleinsbazar.) Dame: „Mein Herr, Sie
kaufen mir gewiß dieses kleine Bouquet ab!“ —
Herr: „Gern, mein Fräulein! Was kostet das-
selbe?“ — Dame: „Nun, sagen wir zwanzig
Mark!“ — Herr: „Mein Fräulein, das ist mir
zu theuer!“ — Dame (einen Ruf auf das Bou-
quet drückend): „Und nun, mein Herr?“ —
Herr (sich umdrehend): „Seht ist es für mich un-
bezahlfbar!“

Um durchschnäpftes Schuhzeug vor dem Ein-
schrumpfen und Engerwerden zu schützen, rath die
„Schuhmacher-Zeitung“, daß gewordene Stiefel
bis zur Knöchelgegend mit Hafer zu füllen, wel-
cher zuvor in einem Gefäß auf dem Feuer dürr
getrocknet, aber nicht gebräunt worden ist. Der
Hafer zieht die Feuchtigkeit aus dem Leder, quillt
und fällt dadurch den Stiefel so fest aus, daß
ein Einschrumpfen nicht möglich ist. Ist der Ha-
fer getrocknet, so kann man ihn immer wieder
von Neuem benutzen. Mancher Kunde würde sich
gern die wenigen Umstände machen, wenn ihn
sein Schuhmacher davon in Kenntniß setzte, schließt
die „Schuhmacher-Zeitung“ ihren Rath.

(Ein Berliner Witz.) Schulze, auf's
Land kommend: „Mein Gott! Sind hier bei Ihnen
die Kühe aber mager. Die haben wohl uf 'ner
Trauerweide jeßraß?“

Verantwortlicher Redakteur W. Siebers in Stettin

Telegraphische Depeschen.

Marseille, 3. September. (Meldung der
„Agence Havas“.) In der Zeit von gestern Nach-
mittag 5 Uhr bis heute Nachmittag 5 Uhr sind
beim Standesamte hier selbst 12 Cholera-Todesfälle
angemeldet.

Kronstadt, 4. September. Gestern Abend
traf auf der hiesigen Rede aus Peterhof die
Jacht „Alexandra“ unter dem Breitwimpel des
Kaisers ein. Später wurde die kaiserliche Stan-
darte auf der Jacht „Derfawa“ gehißt.

Peterhof, 4. September. Der Kaiser und
die Kaiserin sind gestern hier wieder eingetroffen.
Der Kaiser empfing den bliderigen Botschafter
Thornton, welcher sein Abberufungsschreiben über-
reichte.

Konstantinopel, 4. September. Die erste
Konferenz des Ministers des Auswärtigen, Assym
Pascha's, und des Ministers des Innern, Kamal Pa-
scha's, mit Drummond Wolff, welche gestern
Nachmittag stattfand, dauerte nur kurze Zeit und
hatte einen rein vorbereitenden Charakter. Wie
versichert wird, sollen jeden Dienstag, Donnerstag
und Sonnabend regelmäßige Sitzungen abgehalten
werden.

London, 3. September. Der Staatssekretär
für Indien, Churchill, hielt in Sheffield eine
Rede, in welcher er mittheilte, man habe Lord
Dufferin um Midway bezüglich der neuen zu-
lezt von Rußland vorgeschlagenen afghanischen
Grenzlinie um ihre Ansicht gefragt. Beide hätten
sich dahin geäußert, daß die neue Linie dem Emir
seine dominierende Position, sowie den freien Besitz
des Zululapasses zugesetze und daß durch die-
selbe den Verpflichtungen Englands gegen den
Emir vollkommen genügt werde. Er (Churchill)
glaube daher, daß man unverzüglich zur Grenz-
bestimmung schreiten könne, auch sei die Hoffnung
nicht unbegründet, daß mit Rußland Abmachun-
gen getroffen werden könnten, welche bewirken,
der gegenwärtigen Lage der Dinge in Zentral-
Asien eine gewisse Beständigkeit zu verschaffen.
Die Regierung habe volles Vertrauen zu dem
Emir.

Newyork, 3. September. Die Einstellung von
chinesischen Arbeitern an Stelle der streikenden
weißen Arbeiter in den Kohlengruben von Rod-
springs und Wyoming gab Anlaß zu blutigen
Szenen. Die Weißen, welche sich mit Geweh-
ren bewaffnet hatten, griffen die Chinesen an,
tödteten 15 derselben, brannten 80 Häuser nie-
der, und trieben gegen 500 Chinesen in die Berge,
wo sie Noth leiden. Man sendet ihnen Lebens-
mittel. Die Kohlengruben gehören der Union-
Pacific-Railway.